...reiel.
...70 Pfg.
...50 „
...Größe
...ssg 26
...ert.
...ite
...ng
...ng!
...Hahnbahn
...Katalog
...Kon"
...Anlage
...stems
...ur.
...g,
...t.

...regte, — es handelt sich um eine Dame aus der besseren Gesellschaft und den Sohn eines hochgestellten Beamten — wurde behauptet, daß Giftmorde jetzt ganz außerordentlich häufig seien, es eine Zeit gegeben habe, wo sie so oft vorkamen, wie heute. Die Aerzte fänden sie nur in den wenigsten Fällen heraus. Es wäre dies allerdings ein schlimmes Zeichen für unsere Medizinar und ein noch böseres für unsere Epoche, der schon so viel Böses nachgesagt wird, und von der man nun auch noch behaupten will, die gemeinste, weil feigste aller Taten, ereigne sich in ihr mehr denn je und gehe meistens straflos aus.

In Wirklichkeit haben frühere Jahrhunderte in dieser Hinsicht weit mehr geleistet, und in Frankreich z. B. hat in manchen Zeiten das Gift eine solche Rolle gespielt, daß fast jede hochgestellte Persönlichkeit, die sich Feinde zugezogen, von der Furcht gepeinigt war, durch dieses zu enden und sich mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln umgab, um sich davor zu schützen. Von Richelieu wird erzählt, daß diese Angst ihn nie verließ, sodaß er stets eine Anzahl Katzen im Hause hielt, denen er die Speisen, die für ihn bestimmt waren, erst zu verkosten oder zu kosten zog, ehe er selbst etwas davon genoß. Trotzdem sind viele der Ansicht, daß er schließlich an Gift zu Grunde ging.

Auch der Herr des Ministers, Ludwig der Dreizehnte, ist nach Meinung mancher Gelehrter an Gift gestorben, sicher ist jedenfalls, daß oft verbrecherische Versuche dieser Art stattfanden, doch glauben manche, daß sie ihm nur schwere Krankheiten verursachten die er überwand. Daß aber seine Mutter, Maria von Medici, die selbst mit Giften so gut umzugehen verstand, den Wirkungen eines solchen unterlegen ist, wird ziemlich allgemein geglaubt. Die öffentliche Meinung schrieb z. B. die Schuld an ihrem Tode Richelieu zu, doch gibt es auch manche, die der Ansicht sind, sie selber habe, um sich den Qualen einer unheilbaren Krankheit zu entziehen, zu dem Mittel gegriffen, dessen Wirksamkeit sie oft an anderen erprobt hatte.

Was die Anwendung von Giften zu den genannten Zeiten, abgesehen von dem oben gegebenen Grunde, ebenfalls sehr erleichterte, war, daß die Speisen und Arzneien meist sehr eigentümlich schmeckten. Das Mehl war oft aufs gröblichste verfälscht, das Brot ein unverdauliches Gebäck, die Gewürze, die Suppen hatten meist starke Gerüche, die Weine und Getränke waren gewöhnlich so trübe, daß alle möglichen schädlichen Ingredienzien hineingemischt werden konnten, ohne daß sich dies zeigte. Die Medizinen aber setzten sich meist aus Giften und verwesenden Stoffen zusammen, und die ärztliche Wissenschaft befand sich noch so sehr in der Kindheit, daß sie den Ursprung einer Krankheit fast nie feststellen konnte.

Als das klassische Land für die Vergiftungen in früheren Jahrhunderten kann man eigentlich Italien bezeichnen, wo diese „Kunst" in ausgedehntestem Maße und mit wahrer Virtuosität geübt wurde, selbst in Frankreich waren es häufig Italiener, die ihr wie einem Berufe oblagen. Aber es gab auch dort eine Menge der eigenen Landeskinder, die sich demselben widmeten, häufig, weil es sich als sehr einträglich erwies.

Die Gifte wurden unter den verschiedensten Formen und auf jede mögliche Weise beigebracht, in die Speise oder Getränke getan, auf die Wäsche gestreut, in Briefe verschlossen, mit den Parfums eingeatmet. Die Kenntnis der Gifte muß vor drei Jahrhunderten bereits eine viel gründlichere gewesen sein, als die moderne Wissenschaft gezeigt ist, anzunehmen. Diejenigen, welche sie anwendeten, wußten sich wohl nicht genaue Rechenschaft darüber zu geben, warum die Gifte so und nicht anders wirkten, aber sie kannten die Kraft derselben. Heutzutage gibt es glücklicherweise niemand mehr, der das Giftmischen als Beruf betreibt, und er würde auch keine genügende Kundschaft finden, was Pessimisten, die unsere Zeit gern als so schlimm darstellen möchten, auch sagen mögen.

Kindliche Auffassung.

In der „Täglichen Rundschau" werden folgende Kindergeschichten erzählt: Anna und Elise, in Berlin geboren, kommen zum ersten Mal auf das Land. Als sie auf der Hinfahrt zum Gute des Onkels einer Schafherde begegnen, ruft Elise ganz entzückt: „Sieh' doch, Anna, Schäfchen ohne Räder!" — Adolf und Wilhelm, auf dem Lande geboren und noch niemals in der Stadt gewesen, sehen bei Manöverzeit zum ersten Mal ein Regiment Soldaten vorüberziehen. Sie stehen am Fenster und sehen aufmerksam die vielen Reihen Soldaten vorbeikommen. Als der letzte Soldat vorüber ist, sagt Wilhelm: „Nun kommt die Schachtel."

*

Einen teueren Spaß

leistete sich vor einiger Zeit ein junger Kaufmann aus Meerane im Uebermute. Er hatte in einem Abteil dritter Klasse eines zur Abfahrt nach Glauchau bereitstehenden Zuges Platz genommen und rief kurz vor der Abfahrt des Zuges laut „Abfahren!" Der Lokomotivführer, der in dem Glauben war, der Zugführer habe das Signal gegeben, ließ die Pfeife ertönen, und fort sauste der Zug. Bei der Ankunft in Glauchau wurden die Personalien des jungen Mannes festgestellt, und bald darauf erhielt er für den „Spaß" ein Strafmandat in Höhe von 60 Mark zugestellt.

*

Woher kommt das Wort Katzbalgerei?

Graf Ballestrem rügte in der Sitzung vom 20. Februar den Ausdruck „Katzbalgerei" mit den Worten: „Hier sind doch keine Katzen." Aber Katzbalgerei hat, wie der „Post" geschrieben wird, mit den Streitigkeiten von Katzen nichts zu tun. Katzbalger waren zur Zeit der Lanzknechte Söldner, die mit zweihändigen, langen Schwertern bewaffnet, vor der Lanzenlinie des hellen Haufens kämpften und die Aufgabe hatten, ihren nachfolgenden Leuten in der geschlossenen Lanzenwehr des Feindes Platz zu machen. Ebenso verfuhr natürlich auch der Gegner. So kam es vor dem allgemeinen Kampfe zu Einzelkämpfen, die durch das Wort Katzbalgerei bezeichnet werden. Der Katzbalger ist ein Mensch, der seinen Balg, d. i. seine Haut billig wie ein Katzenfell verkauft hat. Da sein Geschäft der Zweikampf war, so ist sich herumhauen übertragenerweise Katzbalgen oder auch balgen genannt worden.

*

Das Schulwesen in Japan

hat seit 1871 bedeutende Fortschritte gemacht. Der Schulbesuch ist obligatorisch, doch wird dies nicht allzustreng genommen. Die Kinder werden vom 6. bis zum 10. Jahre in der Elementarschule unterrichtet und besuchen dann weiter 4 Jahre die höhere Elementarschule, in der u. a. Naturgeschichte, Englisch, Ackerbau und Handel gelehrt werden. Außerdem existieren in Japan viele Privatschulen. An Mittelschulen sind Gymnasien und technische Schulen eingerichtet; seit 1894 besteht eine Universität in Tokio, sie zählt 150 Dozenten, 6 Fakultäten und etwa 1400 Studierende. Die deutschen, französischen und englischen Professoren lehren dort in ihrer Muttersprache. In der medizinischen Fakultät sind Vorbildung der Studenten, Unterrichtsmethode und Lehrmittel deutsch.

Vom Büchertisch.

Zu Nutz und Trost. Ein Buch für das katholische Volk. Gesammelte Aufsätze von A. David S. J. (Verlag von F. Unterberger. Feldkirch, Vorarlberg. Oktav 428 Seiten. Preis ungebunden 3 Kr. = 2,55 Mk., gebunden 4 Kr. = 3,40 Mk.

Dem vor etwa Jahresfrist erschienenen und allseitig mit großem Lobe besprochenen Buche „Von Weg und Sieg" läßt Pater David jetzt ein zweites mit obigem Titel folgen. Wohl in noch höherem Grade wie das erste ist dieses geeignet und würdig, ein liebes, wertes Familienbuch allerorts zu werden. — Die Worte des Titelblattes: Ein Buch für das katholische Volk, sind hier wirklich wahr und darum vollauf berechtigt. Pater David schreibt für das Volk. Mag er erzählen oder schildern, mag er liebliche oder ernste Wahrheiten bieten, stets drängt sich dem Leser der Gedanke auf: Der Verfasser kennt das Volk, seine Freuden und Leiden und weiß, was ihm notut. — Die Aufsätze gliedern sich in drei Gruppen: Durch das Kirchenjahr. 36 Nummern. Für den christlichen Haushalt. 19 Nummern. Aus der „neuen" Zeit. 15 Nummern. So reichhaltig und vielfältig der Stoff ist, der hier zur Behandlung kommt, so klingt doch bei allen Erzählungen und Schilderungen als Grundton eine sinnige und innige Betrachtung der Natur und des menschlichen Lebens durch. Wie ansprechend und tröstlich werden z. B. unter der Aufschrift: Der kreuztragende Heiland, die Gedanken eines Studenten beim Betrachten eines Heiligenhäuschens, in der Nähe eines Städtchens im Paderborner Lande entwickelt. Wie kernig und voll echter Volksweisheit sind die Gedanken eines Bahnwärters in der hl. Nacht! Aus dem zweiten Teile sei beispielsweise auf die Aufsätze: „Kein Unfrieden in der Ehe. Eine notwendige Eigenschaft der Mutter. Das Teufelsloch" hingewiesen; überall dieselbe lebenswahre und eigenartige Darstellungsweise! Der dritte Teil schildert und kennzeichnet unter anderem meisterhaft das Gebahren der sozialdemokratischen Sendlinge in den Aufsätzen: „Der neue Abimelech. Wie der neue Abimelech König wird" usw. Gleichwie unter den Nahrungsmitteln für den Körper eine kräftiges und schmackhaftes Hausbrot dem Familientische am unentbehrlichsten ist, so sind auch von der Menge der geistigen Nahrungsmittel, der Bücher nämlich, diejenigen für die Familienbücherei am meisten zu empfehlen, welche gesunde und doch zugleich schmackhafte Seelenkost bieten. Ein solches Buch nun ist das hier besprochene. Wer daher nach einem guten Familienbuche sucht, der greife nach Pater Davids: Zu Nutz und Trost. Es wird ihn nicht gereuen.

Amalie hat geschrieben.

Die drei Kinder waren furchtbar erkältet: sie habe, so schreibt Amalie, Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und das Husten und Würgen sei schrecklich gewesen. Dazu hatte ihr Mann wieder viel mit dem Magen zu tun — du weißt ja, das unleidliche Sodbrennen. Und was, meinst du, hat sie gegen all dasübelangemendet? **Hall's ächte Sodener Mineralpastillen**, die in allen Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen erhältlich sind. Davon hat sie ihrem Mann und den Kindern gegeben — in heißer Milch und so, wie man Bonbons nimmt. Und nun — schreibt Amalie — ist alles wieder gut, der Husten ist verschwunden und das Sodbrennen dazu. Die Pastillen sollen nämlich — schreibt Amalie — nicht nur für Hals und Lungen, sondern auch für den Magen und Darm ausgezeichnet wirken. So, und nun will ich dir was sagen, Alte: Die Sodener probiere ich auch. Da sind 85 Pfg. und nun laß mal schnell 'ne Schachtel aus der Apotheke oder Drogerie holen.

Myrrholin-Glycerí
anerkannt unübertroffen bei rauher, empfindlicher Haut. Nicht fettend, feinstes Parfüm. Tube 50 Pf. Erhältlich wie die bekannte Myrrholin-Seife in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien. Erfolg: Weisse, zarte Hände, reiner, schöner Teint.
Beste Haut-Pflege-Mittel.

St. Josefsheim Berlin.

Bis jetzt	Mk. 38.50
Ungenannt	„ 1.00
Sch., Bochum	„ 1.00
Summe	Mk. 40.50

Geschäftsstelle der Westfälischen Volkszeitung.
Weitere Gaben werden dankend entgegen genommen.

Jean Pyra's Handelslehranstalt, Bochum, Friedrichstrasse 36,
Mitglied des Verbandes deutscher Handelsschullehrer und kaufmännisch gebildeter Bücherrevisoren.
Gründliche Ausbildung von Damen und Herren für die kaufmännische Praxis.
Für Damen Unterrichtssaal separat. Die feinsten Referenzen stehen zu Diensten. Bevor Sie einen Kursus beginnen, erkundigen Sie sich.
Prospekte gratis.
Vorbereitungskurse für Bergschüler.
Anmeldungen werden zu jeder Zeit entgegengenommen.

Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum. Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 46. Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. 26. Februar 1904

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem geöffneten Fenster eines Koupees zweiter Klasse stand eine schöne junge Dame in Trauerkleidern. Neben dieser auf dem Eckplatz saß Kurt etwas zurückgebeugt; die Hand der Dame ruhte auf seiner Schulter.

Einen Augenblick stand Martha wie gelähmt, die Dame konnte Niemand anders sein, wie Kurts Braut, der sie den Schutze seiner Eltern übergeben wollte. Sie fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, als wurde ihr mit einem spitzen Messer eine tötliche Wunde beigebracht. Sie fühlte, wie ihr das Blut eiskalt zum Herzen drang und wäre sicher hingesunken, hätte sie sich nicht an einen in der Nähe befindlichen Pfeiler geklammert.

Von hier aus lugte sie hinter einer Gruppe Reisender her nach dem Koupee hinüber, sie wollte auf dem Gesichte in den Zügen der Dame lesen, ob sie im Stande sei, Kurt zu beglücken. Das dunkle strahlende Auge, die feinen, zartangehauchten Wangen, der schön geformte Mund, welcher beim Lächeln zwei Reihen blendendweißer Zähne gleich Perlen zeigte, konnten wohl fesseln, aber dauernd Glück bereiten? Nein, denn kein Zug in dem schönen Antlitze deutete auf Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung, wie sie jedes Weib täglich üben muß.

„O, hättest Du Dein Glück gefunden," flüsterte sie, „aber ach, bei ihr findest Du es nicht."

Sie schaute noch immer nach derselben Stelle, als der Zug schon längst wieder abgefahren war. Mit viel schwererem Herzen kehrte sie nach Hause zurück. Sie sollte heute den bitteren Kelch der Leiden bis auf die Hefe leeren.

Beim Morgengrauen kniete Martha vor der entseelten Hülle ihrer Mutter, sich doppelt verlassen fühlend, nun der Tod ihr auch diese Liebe genommen. Ihr Antlitz war fast noch bleicher als das der Toten. Sie schaute mit tränenlosen Augen das ruhige Angesicht an, auf welches der Schein des stillen Friedens sich gelagert hatte. Beneidete sie vielleicht das Herz, welches stille stand, während das ihrige unaufhörlich mit dem Schmerze rang?

Und doch ist es der beste Balsam, in das stille, kalte Antlitz einer Toten zu sehen, wenn das irdische Glück uns täuschte. Es ist uns eine ernste Mahnung, wie hienieden Lieben, Leiden, Hoffen und Täuschen endet. Es mahnt uns, daß wir unser Herz an nichts Irdisches hängen sollen, weil einmal uns Alles verläßt, selbst das treueste Herz zu schlagen aufhört.

—

12.

Wenn des Schicksals Wendungen kommen, folgt Schlag auf Schlag.

Jean Paul.

Wochen waren seit dem Verschwinden Pauls vergangen, für Käthchen die bittersten, welche sie bislang erlebt. Das schöne Haus, die prachtvolle Einrichtung desselben, die kostbaren Gold- und Silbersachen, überhaupt Alles, worauf sie stolz gewesen war, es zu besitzen, selbst der Rest ihres elterlichen Vermögens, Alles hatte der Bankerott verschlungen. Ihr Schwager, Helenes Gatte, hatte ihr einen Teil der früheren Haushaltung wiedergekauft, mit welcher sie sich eine bescheiden, aber doch freundliche Wohnung einrichtete. Kaum hatte der Umzug stattgefunden, so ließen ihre bis dahin auf das Höchste angespannten Kräfte nach. Ein heftiges Fieber, welches tagelang ihre Sinne umfangen hielt, fesselte sie für längere Zeit an das Bett. Käthchen besaß wenig Freundinnen in der Residenz; die meisten Damen ihrer Bekanntschaft fühlten sich durch das stolze, hochmütige Wesen der jungen Frau abgestoßen; nur Wenige hatten wegen des Reichtums und Glanzes, mit dem sie sich umgab, den Umgang fortgesetzt, zogen sich aber bald gänzlich von ihr zurück. So lag sie denn allein in der großen Stadt unter ihr bis jetzt noch fremden Menschen. Die Hauswirtin nahm sich ihrer und ihres Töchterchens mit großer Fürsorge an, schrieb auch auf Käthchens Wunsch nach Frau Helene, um ihr die Krankheit der Schwester mitzuteilen und zu bitten, Martha möge zur Pflege herüberkommen. Die Nachricht, daß Helenes Gesundheit angegriffen und diese sich mit Martha im Bade befinde, erschütterte sie sehr und nagte wie ein Wurm in ihrer Seele. Konnte sie es sich selbst doch nicht verheimlichen, daß ihr Unglück, eine Folge ihres Leichtsinnes, diese Krankheit vielleicht bei der Schwester hervorgerufen habe.

Nur langsam genaß sie, und als sie endlich so weit hergestellt war, daß sie das Bett verlassen konnte, überlegte sie mit ihrer Hauswirtin, was sie nun beginnen solle. Diese sprach Käthchens eigene Gedanken aus, als sie ihr anriet, für ein bedeutendes Modegeschäft Stickereien anzufertigen, welche stets gut bezahlt würden. Die Frau erbot sich, ihr Arbeit zu holen und kam auch bald mit einem großen Pakete zurück. Wie trefflich kam der unglücklichen jungen Frau nun ihre Fertigkeit in der Kunst zu statten, sie wurde dadurch doch in den Stand gesetzt, ihre und ihres Töchterchens Zukunft zu sichern. Die erste Arbeit war vollendet und die Hauswirtin übernahm es, dieselbe abzuliefern; aber ach, wie wurde Käthchen enttäuscht — sie bekam ungefähr die Hälfte von dem, was sie erwartete, dafür. Wenn die Arbeiten nicht besser bezahlt wurden, wie mußte sie dann Tag für Tag sich abmühen, wie oft wohl gar die Nacht zu Hülfe nehmen müssen, um so viel zu verdienen. Sollte sie vielleicht nicht doch auf den Vorschlag ihres Schwagers eingehen und in ihre Heimat zurückkehren. Dort würde sie mit Hülfe ihrer Familie, wenn auch kein glänzendes, so doch ein sorgenfreies Leben führen können. Aber nein, dagegen sträubte sich ihr Stolz. Diejenigen, die sie dort in ihrem Glanze gesehen, die sie beneidet hatten, sollten nicht Zeuge ihrer Erniedrigung sein. Doch nicht Stolz allein hielt sie zurück, sondern auch die Erkenntnis, daß sie ihr Unglück zum Teil selbst verschuldet. Sie blieb also in der Residenz und stickte vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Da traf Marthas Brief ein, welche die Nachricht von dem bedenklichen Zustand der Schwester enthielt, und am folgenden Tage schon wurde ihr deren Tod gemeldet, als sie gerade mit einer neuen Arbeit ihre Wohnung betrat.

Laut schluchzend sank sie auf den Stuhl vor ihrem Stickrahmen, erschreckt lief die kleine Helene, welche mit ihrer Puppe spielte, auf die Mutter zu.

Der Sturm des Schicksals war über ihren Lebensfrühling dahin gefahren und hatte alle Blüten entblättert. Kein Sonnenstrahl drang durch die schwarzen Wolkenmassen, die immer dichter sich über ihr zusammenballten.

Ein lautes Pochen an der Türe weckte sie aus ihrem Sinnen und als sie aufschaute, stand Hugo von Bergen auf der Schwelle ihres Zimmers.

„Herr von Bergen", stammelte sie erschrocken.

„Jawohl, ich bin es, wie Sie sehen," sagte er, mit dem Hute in der Hand näher tretend, in dem gewohnten leichten Tone. Es war in seinem Wesen etwas Seltsames, was sie beunruhigte; ihr Blick ruhte voll ängstlicher Erwartung auf der hohen Gestalt.

Er nahm einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und ließ den forschenden Blick durch das Zimmer schweifen.

„Also in dieser Umgebung leben Sie jetzt," fuhr er fort. „Ich finde zwar bekannte Gegenstände wieder, aber wie Sie sich in so einfachen Verhältnissen zurecht finden, begreife ich nicht."

„Wollen Sie mir nicht lieber den Zweck Ihres Besuches sagen," entgegnete sie kühl.

„Mein Gott, wie können Sie fragen?“ meinte Hugo erstaunt; „ich muß doch wissen, wo und wie Sie existieren. Die Grausame haben sich meinen Blicken so zu entziehen gewußt, daß meine eifrigsten Bemühungen, Ihre Wohnung ausfindig zu machen, scheiterten. Heute jedoch führte mein gutes Glück mich an dem Laden vorbei, worin Sie sich befanden; ich wartete, bis Ihr Geschäft dort beendet und folgte Ihnen unbemerkt, denn heute sollten Sie mir nicht entschlüpfen.“

„Mein Herr, Sie müssen, daß die Verhältnisse sich geändert haben, daß mein Gatte abwesend ist, ich bitte daher, Ihren Besuch abzukürzen und nicht zu wiederholen.“

„Bei Gott, das ist deutlich gesprochen,“ sagte Bergen, seinen Schnurrbart drehend, „aber das Geschäft, Frau Käthchen, das Geschäft muß doch erst abgewickelt werden.“

„Welches Geschäft?“

„Nun, Sie wissen doch, daß meine Forderung noch nicht ganz getilgt ist.“

„Ich habe Ihnen damals gesagt, daß ich die Schuld tilgen würde, sobald es mir möglich sei.“

„Und Sie muteten mir zu, Jahre lang darauf zu warten,“ sagte der Bankiersson ironisch. „Es ist ja gar nicht abzusehen, wann Sie die Mittel erhalten werden, um dieses Versprechen zu erfüllen.“

„Ich habe Arbeit gefunden“, erwiderte Käthchen mit einem Blicke auf ihre Stickerei.

Ein boshaftes Lächeln umspielte die Lippen Hugos. „Sie sticken da prachtvolle Rosen für Andere,“ frottete er, „ganz herrliche Rosen, aber Ihnen bleiben dabei nur die Dornen.“

„Sie irren,“ sagte die junge Frau ruhig, „die Arbeit macht mir Freude und der Lohn derselben ist bei meiner einfachen Lebensweise hinreichend, die Schuld nach und nach abtragen zu können.“

„Das sind Illusionen,“ erwiderte er, „und wenn auch diese Arbeit Ihnen jetzt noch Freude macht, so werden Sie ihrer doch bald überdrüssig werden, ich kenne das.“

„Niemals.“

„Und ich sage Ihnen ja! Es ist wahrhaftig nicht angenehm, Tag um Tag zu itzen, stets mit derselben Arbeit beschäftigt, besonders wenn man es besser gewohnt gewesen, und es einem dann besser geboten wird.“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, mein Herr,“ sagte sie abweisend.

„Sie wollen mich nicht verstehen, Käthchen. — Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, kommen Sie zu mir, wo Ihnen ein Leben voller Freude erwartet.“

„Und ich habe Ihnen schon damals erwidert, daß ich Ihren Ansinnen nicht nachkommen werde. Früher würden Sie solches Verlangen an mich nicht gestellt haben,“ fuhr sie in großer Erregung fort, „nun ich unglücklich bin, glauben Sie mich beschimpfen zu dürfen.“

„Ich sehe keine Beschimpfung darin, sondern will Ihnen nur das Leben angenehm machen. Denn bedenken Sie, daß Ihnen keine Mittel zur Verfügung stehen, daß Sie bis zu Ihrem Lebensende arbeiten müssen, und daß eine Zeit kommen kann, in der Ihre Kräfte erschöpft sind und Sie ermattet zusammenbrechen. Es ist hart, die Hülfe Anderer, und sei es auch die der Familie, in Anspruch nehmen zu müssen; aber Sie werden in diese Notwendigkeit versetzt werden und dann mit bitterer Reue dieser Stunde gedenken. Oder glauben Sie, Ihr Gatte werde als reicher Krösus zurückkommen und Sie in seine Arme schließen?“ höhnte er.

„Mein Gatte hat sich von mir losgesagt, damit sind wir getrennt für immer, er mag als reicher Mann oder als Bettler zurückkommen. Daß Sie mir aber meine Armut zeigen, um mich Ihrem Anerbieten geneigt zu machen, legt für Ihren Charakter und Ihre Gesinnungen kein ehrendes Zeugnis ab,“ entgegnete ein Blick der Verachtung und Entrüstung. „Ich weiß, daß Sie mir auch mein Letztes noch nehmen können, und ich bin darauf gefaßt, daß Sie es tun werden, aber meine Ehre können Sie mir nicht rauben.“

„Wiederum deutlich gesprochen,“ sagte Bergen mit heiserer Stimme, während er sich von seinem Sitz erhob und abwechselnd glühendrot und dann wieder todesbleich geworden war. „Es liegt wohl in Ihrer Absicht, mich demütigen zu wollen und ich gebe zu, daß dieses erreicht ist, aber Sie bedachten die Folgen nicht. Sie dachten nicht daran, daß solche Worte den Haß wecken müssen, und daß mein Haß Sie in das tiefste Elend stürzen kann.“

„So habe ich also endlich doch Ihren wahren Charakter erkannt und mich nicht getäuscht,“ erwiderte Käthchen verächtlich. „Dem Himmel sei Dank, daß ich mich Ihnen nicht verkaufte!“

„Sie — — en diese Worte bereuen! Daß ich nach dieser Stunde keine Rücksicht mehr nehme, werden Sie begreifen. Sie können von mir keine Schonung erwarten.“

(Fortsetzung folgt.)

die Freunde so ängstlich eine Begegnung mit ihrem Verlobten mieden und sie beschloß, ruhig zu warten, bis sie die Lösung des Räthsels gefunden habe.

So waren Wochen vergangen. Der alte Pfarrer Hartung hatte an hl. Stätte das junge Paar zum treuen Bunde fürs Leben vereint. Er hatte den jungen Mann immer geliebt und es schmerzlich empfunden, daß ihm die Fähigkeiten zum tüchtigen Erganisten mangelten, desto mehr freute er sich über den Wechsel, der so plötzlich in seinem Leben eingetreten war.

Am Arm ihres Gatten ging Martha eines Tages spazieren. An einer Biegung des Weges stand Helene ihnen plötzlich gegenüber; sie wollte ausweichen, doch Martha hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Helene!“ rief sie in gekränktem Tone, „wolltest Du wirklich vorübereilen, ohne mit uns zu sprechen? Franz —“ zu ihrem Gatten gewendet — „hier ist Fräulein Willford, der wir großen Dank schulden.“

Der junge Lord stutzte. Mit unverhohlenem Erstaunen blickte er die Freundin seiner Gattin an, murmelte einige Worte der Begrüßung, während Helene verwirrt die Augen zu Boden schlug.

„Ida!“ rief die jüngere Schwester, als sie die Rosenvilla erreicht hatte, „ich habe heute Franz Merlin gesehen. Er hat mich erkannt; was sollen wir jetzt tun?“

Ida seufzte schwer. „Armes Kind,“ flüsterte sie leise, „Du opferst Dich umsonst für uns auf. Die Wahrheit muß doch an den Tag kommen; die Welt ist nicht groß genug, um uns zu verbergen.“

„Aber Ida, ich bin fest überzeugt, daß Martha und ihr Gatte schweigen würden, wenn ich darum bitte. Sie mußten wenigstens meine Gründe achten, die mich zu dieser Handlung veranlaßten; Mutter war ja nie damit einverstanden.“

„Ja, es war ihr immer sehr schwer, ganz besonders jetzt, da ihr Augenlicht sich langsam trübtigt. Was wird sie erst sagen, wenn sie soviel wieder sehen kann, um die Täuschung zu bemerken, in der wir sie absichtlich in Hinsicht dieser elenden Hütte gelassen haben.“

„Wir dürfen hier nicht viel länger mehr bleiben. Mutter sieht ohnehin blaß und angegriffen aus; eine Luftveränderung würde ihr jetzt gut tun. Oh! wie traurig ist es doch, daß wir so arm sind.“ Helene brach bei diesen letzten Worten in Tränen aus; die Anstrengungen der letzten Zeit waren für ihre überreizten Nerven zu viel gewesen.

Ida tröstete die Schwester und suchte sie nach Kräften zu beruhigen. Bald trocknete Helene ihre Tränen und bettete wie ein müdes Kind, ihr Haupt an die Schulter der kranken Schwester.

9. Kapitel.

Fräulein Willford hatte ihre Stunden im Hause der Kaufmannsfamilie Gruner beendet. Mit raschen Schritten eilte sie ihrem Heim zu, denn es dunkelte bereits und der Weg war noch weit. Doch kaum hatte sie eine kurze Strecke zurückgelegt, als sie an einer Biegung des Weges mit Herrn Schellenberg zusammentraf, dessen Antlitz bei ihrem Anblick sich erhellte.

„Herr Schellenberg! wie oft habe ich schon darum gebeten, nicht meine Wege zu kreuzen,“ sagte die junge Dame mit gerechtem Vorwurf.

„Oh, Helene — ich bitte um Verzeihung — Fräulein Willford wollte ich sagen, seien Sie nicht hart gegen mich. Wie soll ich es denn anders anfangen, um Sie allein zu sprechen? In Ihrem Hause ist Ihre Mutter und Ihre Schwester beständig zugegen, darum sagen Sie mir, Helene, ist es Ihnen nicht Recht, wenn wir uns gelegentlich treffen?“

Helene schwieg. Sie wollte den jungen Mann nicht zu einer Wiederholung dieser Begegnungen ermutigen.

„Wenn Sie wüßten, wie elend und unglücklich ich mich oft fühle, so würden Sie Mitleid mit mir haben,“ fuhr der junge Mann fort, als er vergebens auf Antwort gewartet hatte. „Ich weiß wohl, daß ich in dieser Weise nicht zu Ihnen sprechen dürfte; denn ich bin ein armer Mann, der täglich den Kampf mit dem Leben aufnehmen muß. Aber ich liebe Sie, Helene, und ich verzweifle fast, wenn ich nicht die Gewißheit habe, wieder geliebt zu werden. Antworten Sie mir ehrlich: lieben Sie mich, oder ist keine Stimme in Ihrem Herzen, die für mich spricht?“

Endlich war's gesagt, und obgleich Herr Schellenberg weder die richtige Zeit noch einen passenden Ort zu dem Geständnis seiner Liebe gewählt hatte, schien Helene doch überglücklich zu sein, denn ihre Augen leuchteten freudig, als sie ihm ganz leise zuflüsterte:

„Ich liebe Sie!“

Es waren nur drei kleine Worte, aber sie genügten, zwei Menschen überaus glücklich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Organist.

10)

Novelle von E. Borges.

(Nachdruck verboten.)

„Ich will sofort zum Augenarzt gehen; er soll Deine Augen untersuchen,“ entschied Helene, als die erste Freude vorüber war, und Mutter und Schwester stimmten diesem Vorschlage bei.

Als der berühmte Augenarzt längere Zeit die Augen der Patientin untersucht hatte, lautete sein Ausspruch dahin: „Große Ruhe, Bewegung in der frischen Luft und kräftige Nahrung würden bald das Augenlicht dermaßen kräftigen, daß es stärker werden würde, wie in vergangenen Zeiten. Die längere Blindheit sei eine übergroße Schwäche des Sehnervs gewesen, der sich in der letzten Ruhezeit erholt und gestärkt habe.“

Es waren glückliche Menschen, die an jenem Abend beisammen saßen, denn Ida hatte erklärt, die gute Neuigkeit übe die beste Wirkung auf ihr Leiden aus und nach langer Zeit erhob sie sich zum ersten Male von ihrem Lager. Selbst das Eintreten des jungen Agenten störte die Glücklichen nicht, denn Herr Schellenberg nahm so innigen Anteil an dem Geschick der befreundeten Familie, daß die Freude dadurch nur verdoppelt wurde.

„Wie geht es denn Ihrer Freundin Martha?“ fragte Herr Schellenberg leise.

„Seit dem letzten Sonntag habe ich nichts mehr von ihr gehört,“ entgegnete Helene, „Sie schrieb mir, daß Franz außer aller Gefahr sei; seine Tante ist gestorben und leider ist auch wenig Hoffnung für das Leben seines Onkels vorhanden. Er war anfänglich auf dem besten Wege zur Besserung, da erkrankte der Neffe und der alte Herr befand darauf, ihn zu pflegen. Da befam er einen Rückfall und nach der Aussage der Aerzte geht er seinem Ende rasch entgegen.“

„Wie traurig,“ gab Herr Schellenberg zu.

„Wir betrauern auch den Verlust eines Freundes,“ fuhr Helene fort. „Herr Rod aus Canada ist der heimtückischen Seuche zum Opfer gefallen. Es ist besonders für seinen Adoptivsohn sehr hart, den er wie ein Vater liebte.“

Herr Schellenberg hatte heute längere Zeit wie gewöhnlich in der Rosenvilla verbracht. Er erblickte plötzlich, als er einen Blick auf die Uhr warf und beeilte sich, den Rückweg anzutreten.

* * *

Ungefähr zwei Monate waren seit dem plötzlichen Verschwinden Marthas aus ihrem Elternhause vergangen. Der alte Doktor saß wie gewöhnlich mit seiner Gattin und seinen Töchtern im Wohnzimmer, doch die lange Zeit hatte den alten Herrn traurig verändert. Sein Haar war jetzt vollständig gebleicht, sein Antlitz gefurcht, seine Haltung gebeugt und seine müden, tiefliegenden Augen zeugten von schlaflosen Nächten. Die heimliche Flucht seiner Lieblingstochter aus dem Elternhause hatte den sonst so rüstigen Mann in einen lebensmüden Greis verwandelt. Zwar wußte er, daß Martha im Hause ihrer Tante lebte, also guten Händen anvertraut war, aber daß sie ihn heimlich verlassen, sich ohne sein Wissen heimlich verlobt hatte, kränkte ihn tief.

Martha hatte sechsmal geschrieben, aber auf den ausdrücklichen, strengen Befehl des Vaters waren sämtliche Briefe ungeöffnet zurückgesandt. Der schwergekränkte Vater wollte nicht einmal einen Blick auf die Aufschrift werfen. Aber ach! wie schmerzlich er den Undank vermißte, ahnte Niemand. Marie war zu hart, zu schroff in ihrem Urteil; Hedwig oberflächlich und vergnügungssüchtig; keine von Beiden bot ihm einen Ersatz für die heitere, lebensfrohe Martha, und der gebeugte Vater ließ oft seine Blicke nach der Fensternische hinüber schweifen, wo der leere Platz seines Lieblings war.

Jetzt wurde leise die Tür geöffnet und das Hausmädchen betrat in freudiger Erregung das Gemach. Es mußte eine ganz besondere Neuigkeit sein, die sie überbringen wollte, denn sie ließ die Tür offen stehen und geheimnisvoll lächelnd schaute sie zurück.

„Unser gutes Fräulein Martha und Lord Merlin!“ meldete sie jetzt laut und vernehmlich, und ehe der Doktor Zeit hatte, sich von seinem Sessel zu erheben, oder die Mutter ihre Näharbeit bei Seite legen konnte, eilte Martha in das Zimmer und warf sich ihrem Vater zu Füßen, während der junge Mann blieb, und von der beschwerlichen Reise ermüdet auf der Türschwelle stehen blieb.

„Vater, Vater, vergib mir, oder Du brichst mir das Herz,“ flehte Martha unter Tränen. „Sieh doch nicht so finster auf Dein Kind herab, mein geliebter Vater. Ich bin ja schon hart genug gestraft; als alle meine Briefe ungeöffnet zurückkamen, wäre ich fast gestorben!“ Sie umschlang fester die Kniee ihres Vaters und blickte dann wie flehend die weinende Mutter an.

Eine Zeit lang blieb der Vater unbeweglich, doch plötzlich schmolz die feste Eisrinde von seinem Herzen und er barg das Haupt seines Lieblings an seiner Brust.

„Ich muß auch um Verzeihung bitten,“ begann jetzt der junge Mann, langsam in das Zimmer tretend, „denn ich trage allein die Schuld, daß Martha das Haus ihrer Eltern verließ. Aber ich liebte sie zu sehr, wagte aber nicht, um ihre Hand anzuhalten, da ich nur ein Herz voll Liebe bieten konnte. Als Sühne bringe ich sie Ihnen selber wieder zurück; glauben Sie mir,“ fügte er hinzu, bittend vom Vater auf die Mutter sehend, „mein ganzes Leben soll dazu dienen, das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Jetzt komme ich zu Ihnen, um aus Ihrer Hand das Glück meines Lebens zu nehmen, und um Ihren Segen für unseren Bund zu erbitten.“

Es lag nicht in Frau Hartings Natur, irgend einen Menschen die Bitte um Verzeihung abzuschlagen, am wenigsten dem Verlobten ihrer Tochter, dem sie im Grunde ihrer Seele doch innig zugetan war. Sie nahm daher ohne Zögern die dargereichte Hand und der Gatte folgte bald ihrem Beispiele.

Als die erste Freude des Wiedersehens darüber war, wurde beschlossen, daß die Hochzeit in kurzer Zeit und in aller Stille gefeiert werden sollte, und nach derselben wollte das junge Paar nach England zurück, wo der junge Lord die umfangreichen Güter seines Onkels übernehmen mußte, die ihm als dem einzigen, rechtmäßigen Erben zugefallen waren.

Das Wiedersehen der beiden Freundinnen Martha und Helene Willford war aufrichtig und herzlich. Martha fühlte sich häufiger denn je nach der Rosenvilla hingezogen, aber sonderbar, die Bewohner der einsamen Hütte schienen eine Zusammenkunft mit dem jungen Lord Merlin ängstlich zu meiden. Die heimliche Verlobung konnte gewiß nicht der Grund sein, denn Helene war schon seit längerer Zeit in das Geheimnis eingeweiht. Auch hatte der junge Agent ganz richtig geahnt, in welchem Verhältnis die beiden Liebenden zu einander standen, denn er hatte häufig Gelegenheit gehabt, ihre Zusammenkünfte zu beobachten. Aber Martha konnte sich nicht erklären, weshalb

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

27. Februar.

274: Konstantin I. (der Große), geb. (Naissus). 1807: Longfellow, amerik. Dichter, geb. (Portland). 1814: Sieg der Verbündeten über die Franzosen bei Bar-sur-Aube. 1881: Vermählung des deutschen Kaiserpaares. 1900: Cronje, der Buren-General, ergibt sich dem englischen Feldmarschall Roberts bei Paardeberg. 1900: A. Möser, Dichter, † (Dresden).

Ueber Berliner Kriegsstimmungen

schreibt der Vertreter der „Frankf. Ztg.“:

Es war eine düsterneblige Morgenstunde, und draußen flockte und tänzelte ein schwachlicher Schnee durch die windstille Luft, da stand ich zögernd im Flur eines älteren Berliner Stadthauses, einen seltsamen Entschluß im Herzen. Ich wollte die Einwohner dieses Hauses über den russisch-japanischen Krieg interviewen. Alle hintereinander. Die Berliner Volksstimmung, von der bisher authentisch nur bekannt geworden, daß sie sich eines Sonntags in der Kneipe stürmisch für Japan erklärt hat, sollte von mir durch eine journalistisch völlig neue Art der Recherche, das Haus-Interview, auf die Probe gestellt werden. Bei Buddha und der Madonna von Moskau: ich habe es auch getan! Kein Dementi der Welt wird meine Wiedergabe der Gespräche Lügen strafen können.

Der „Vizewirt“, ein Schuster Namens Schultze, empfing mich in seiner Werkstatt — völlig gefaßt und vorbereitet. Er hämmerte auf eine geflickte Schuhsohle.

„Ueber'n Kriech? Wat is über'n Kriech denke? Kann ick Ihnen sagen, lieber Herr. Der russische Absolutismus steht am Rand des Abgrundes; das können Sie mir glooben. Wir sind nicht unbedingt für Japan, verstehen Sie mir, aber wenn es sich um den russischen Gewaltstaat handelt, denn sag ick Ihn' bloß das Eene: Daß 'n man nur bei'n Fritz kriejen. Hab' ick grad ooch zu Alberta jesacht.“ (Albert, ein Mann in Radfahrhose, stimmte mit wohlwollendem Lächeln zu.) „Hab' ick grad ooch zu Alberta jesacht,“ wiederholte Schultze, indem er einen letzten energischen Schlag auf die Sohle tat. „Könn' Se in de Zeitung schreib'n meinswejen; mir können die russischen Spitzel nischt tun.“

„Ueber'n Krieg? Nee aber sowas; und ich dachte, Sie wollten Zimmer beleben!“, empfing mich die Witwe Jadernad, drei Treppen hoch. „Ueber'n Krieg, wissen Se, sagt meine Freudin immer, die Steinertin, der was ihr Mann Unteroffizier war und jetzt in die Marine Dienst hat; Frau Jadernad, sagt sie immer zu mir, in den Krieg müssen die Japaner neg'n; mein Gustav und seine Freunde und alle sag'n es immer. Das sind gute, freundliche Menschen, die Japaner, die habn ooch nat übrig für die Deutschen, sagt die Steinertin. Und was meine Zimmerherren sind, die meinen es ooch nich anders. Die, wenn Se könnten fluchen hören über Rußland; und Schneid hat et keenen und keenen Pli, und nur die Studenten, die verschickt es ejal nach Sibirien. So sagn se immer. Und denn“ — sie blickte sich halb scheu und halb zärtlich um. „Un denn, was der kleene Japaner is, der das jüngste Erdzimmer hat. Ihnen kann ick es ja sagen, der lächelt immer bloß und plinkert mit die Dogen.“

„Ein Japaner wohnt bei Ihnen? Wollen Sie vielleicht meine Karte —?“

„Leider nee. Der is noch von jestern beim's Siejessen. Dem sein' Kaffee hab' ick noch warmjestellt. 'Morgen, Herr!“

Zur gegenüberliegenden Wohnung führte eine niedrige eisenbeschlagene Tür mit einer Visitenkarte, die die Standesangabe „Schriftsteller“ trug. Schüchtern zog ich an der Glocke und ein blonder Hüne in Normalwäsche öffnete. Sonst war er noch nicht völlig gefleidet. Aber liebenswürdig, indem er durch den niedrigen Raum gebückt voranschritt, nötigte er mich in sein Arbeitszimmer.

„Herr Kollege? Also bitte: Meine Ansicht über diesen bisher sehr erfreulichen Krieg lege ich soeben in einer Flugschrift nieder, die ich unter den Mitgliedern des Bundesrats zu verteilen gedenke. Sie soll heißen: „Der Niedergang der slavischen Rasse“. Lange habe ich schon — in früher erschienenen Flugschriften, die dem Bundesrat übermittelt worden sind — diese Entwickelung vorausgesagt, und es ist nicht meine Schuld, wenn die Weltpolitik nicht rechtzeitig mit diesem Ereignis zu rechnen bereit war. Es handelt sich nur noch um die richtige Aufteilung des Landes, die wir mit dem Heldenvolke des Ostens, dem Bruderstaat Japan, werden zu vereinbaren haben, und ich gebe auf einem Anhang, einer Karte, die ersten Umrisse dazu . . .“

Kannte ich nun endgültig die Stimme des Volkes?

Ich trat noch in der zweiten Etage bei einem soeben wohnenden Fabrikanten ein.

„Sie wollen Papa sprechen?“ fragte ein aufgeweckter Junge in einem Matrosenanzug. „Papa ist noch beim Frühstück . . . Ueber den Krieg? Ooh! Sie glauben doch nicht, daß Rußland den Krieg noch lange wird aushalten können? „Kotik“ und „Bobrik“ sind von den Japanern auch schon gekapert, und nun hat es seine neuen Kreuzer „Nisshin“ und „Kasuga“ in Empfang genommen. Dagegen kommen die Russen nicht mehr auf!“

„Lernst Du das in der Schule?“ fragte ich Lächelnd.

„In der Geschichtsstunde haben wir alle japanischen Kreuzer gezeichnet und auswendig gelernt. Das ganze Gymnasium ist für Japan. Und mit Papa habe ich ausgemacht, daß er mir für jeden japanischen Torpedoangriff, den ich ihm melde, eine Mark gibt.“

Ich wußte genug über die Stimmung des Volkes und wollte mein Haus-Interview abbrechen, da lockte mich auf dem ersten Stock noch ein leichtes Stöckchen: Hier wohnte ein Geheimrat des Auswärtigen Amtes. Auch er empfing mich in der liebenswürdigsten Weise. Er sah sehr wohl und ausgeschlafen aus, hatte ein rosiges Gesicht, und, indem er sich an das breite Gesims seines Renaissance-Ofens lehnte, hielt er mir eine lange, temperamentvolle mitsprühende Rede. Ich erzählte ihm von der einmütigen Volksstimmung, und er lächelte. Er sagte nicht Nein. Er sagte nicht Ja. Am Schluß seiner Auskunft schien mir der Inhalt vielmehr der zu sein, daß die Russen uns näher stehen als die Japaner, die Japaner aber keineswegs ferner als die Russen, daß der Krieg für die deutsche Regierung keineswegs direkt erfreulich, aber unter keinen Umständen geradezu unerfreulich sei, daß er vielleicht noch ziemlich lange dauern, aber, wenn nichts dazwischen kommt, möglicherweise bald beendet sein werde.

Das war seine strikte Ansicht, an der, wie er sagte, nicht ein Buchstabe sich ändern lasse.

Giftmischer.

Anläßlich einer Vergiftungsaffaire, die sich in letzter Zeit in Frankreich zutrug, und die besonders großes Aufsehen um der dabei in Frage kommenden Personen willen